

dtv

Nachdem die Kölner Hauptkommissarin Lena Larcher Mann und Sohn bei einem Autounfall verloren hat, gelingt es ihr nur mühsam, sich zurück ins Leben und in den Beruf zu kämpfen. Doch bei einem Treffen ihrer Trauergruppe begegnet sie einem Mann, der ihr Interesse weckt. Kurz darauf wird dieser tot in einem heruntergekommenen Hotel in Köln aufgefunden. Der Tote war Journalist und hatte offensichtlich über die sogenannten Bilderberger recherchiert, eine geheime Gruppe einflussreicher Personen aus Wirtschaft, Politik, Kultur und Adel. Lena ist die Einzige, die nicht an Selbstmord glaubt. Wo sind die Papiere des Toten, wo sein Smartphone oder Laptop? Da gibt es einen weiteren Todesfall. Aus dem Rhein wird eine junge Frau geborgen. Ihr Gesicht ist komplett zerstört; einziges Erkennungsmerkmal: zwei tätowierte Flügel auf ihrem Rücken. Kannte der Journalist die Tote? Beharrlich setzt Lena Larcher ihre Ermittlungen fort und entdeckt gefährliche Zusammenhänge. Zu spät bemerkt sie, dass sie in eine Falle gelockt wird. Und zwar von jemandem, den sie sehr gut kennt ...

Reinhard Rohn, 1959 in Osnabrück geboren, lebt in Köln und Berlin und arbeitet als Verlagsleiter. Er hat zahlreiche Kriminalromane ins Deutsche übersetzt, bevor er selbst mit dem Schreiben von Spannungsromanen begann. Unter dem Pseudonym Arne Blum hat er außerdem drei Romane mit Kim, dem Detektivschwein, veröffentlicht. Bei dtv erschien 2015 sein Kriminalroman ›Leise, stirb leise‹ (21600), der erste Fall für Lena Larcher.

Reinhard Rohn

MORGEN STIRBST DU

Kriminalroman

dtv

**Ausführliche Informationen über unsere
Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Reinhard Rohn
ist bei dtv außerdem erschienen:
Leise, stirb leise (21600)

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig. Bei der Schilderung real existierender Schauplätze hat sich der Autor kleinere Freiheiten gestattet.



Originalausgabe 2016
© 2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Aldus 9,5/11,85
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21652-4

»Willst du recht haben oder glücklich sein? Beides geht nicht.«

Marshall Rosenberg

1.

Als sie für einen Moment die Augen schloss, sah sie Vögel – eine Menge schwarzer Krähen, die sich auf einem kargen Feld niedergelassen hatten und sich in die Lüfte erhoben – eine dunkle Wolke, die sich formierte. Wieso dachte sie an Krähen? Am Morgen hatte ein Vogel vor ihrem Fenster gegessen und sie angestarrt.

Helen, eine zarte Frau mit blonden, künstlichen Locken, sprach weiter von ihrem Kind, dass es behindert auf die Welt gekommen und vor drei Wochen in ihren Armen gestorben sei. »Er hat mich angeschaut, mit ganz leerem Blick, fragend, ängstlich. Mein Herz hat sich zusammengezogen, dann fing er an zu krampfen. Die Zunge fiel ihm aus dem Mund, sein Gesicht war ganz fahl. Erst da habe ich begriffen, dass Kasper, mein kleiner Liebling, sterben würde ...«

Helen schluchzte. Die anderen in der Runde sagten kein Wort – sechs Frauen und zwei Männer.

Die Namen der Männer kannte Lena nicht.

Silvana Roth, die Psychologin, blickte in die Runde, mit hochgezogenen Augenbrauen, um zu erkunden, ob jemand etwas zu Helen sagen wollte, ein Trostwort, eine Anregung, doch niemand ging darauf ein.

Lena war froh, dass sie heute nicht an der Reihe war. Bei ihrem zweiten Besuch hatte Silvana sie aufgefordert zu sprechen – von Robert und Simon und dem Autounfall, bei dem ihr Mann und ihr Sohn ums Leben gekommen waren und den sie verschuldet hatte. Eine Stunde hatte sie geredet, danach war sie völlig leer und ausgelaugt gewesen. Hinterher,

als sie am Stadtgarten vorbei nach Hause lief, hatte sie gehofft, dass niemand im Präsidium davon erfahren würde, dass sie in eine Selbsthilfegruppe ging. Wie das schon klang! Nach sinnlosem Gerede, nach Hilflosigkeit, schlaflosen Nächten ... Aber es stimmte ja, sie schlief schon lange nicht mehr länger als drei, vier Stunden in der Nacht.

Sie schloss wieder die Augen. Sofort kehrten die Krähen zurück. Eine einsame Krähe zog am Himmel entlang, scheinbar orientierungslos. Das bin ich, dachte sie. Ich bin eine Krähe, die sich immer weiter von den anderen entfernt.

»Helen«, sagte Silvana mit ihrer sanften, einfühlsamen Psychologenstimme, »ich danke dir für deine Offenheit. Wir wissen alle, dass es nicht einfach für dich ist, aber Offenheit ist der erste Schritt in Richtung Heilung. Heilung – nicht im Sinne von Verdrängung, falls du verstehst.« Es gehörte zu Silvanas Methode, jeden in der Gruppe zu duzen, um so ein Gefühl der Nähe und des Vertrauens zu schaffen.

Helen schluchzte, und Lena öffnete ihre Augen wieder.

Die beiden Männer hatten sich schon erhoben, sie hatten kein Wort gesagt, der eine hatte einen dichten schwarzen Bart und war ziemlich korpulent, er hatte fast ununterbrochen auf seine Hände geschaut, der andere war höchstens Mitte zwanzig und hatte schon beinahe eine Glatze, ein schmaler, schüchternere Jüngling. Eilig, nachdem sie Silvana zum Abschied zugewinkt hatten, steuerten sie auf die Tür zu.

Finn war nicht gekommen. Lena nahm ihre Jacke und streifte sie über. Sie war neugierig gewesen, ob er wieder versuchen würde, sie einzuladen. Nur in einem weißen, verwaschenen T-Shirt, schwarzen Jeans und einem dünnen Mantel hatte er bei ihrem letzten Treffen vor einer Woche dagesessen und von seinem Sohn erzählt, einem Säugling, der am plötzlichen Kindstod gestorben war. Er hatte fast druckreif gesprochen, langsam und zögerlich zwar, aber wohlüberlegt. Von einer Frau war nicht die Rede gewesen – so als wäre er mit seinem Sohn ganz allein auf der Welt gewesen. Finn mochte Mitte

vierzig sein. Ein Künstler, hatte sie gedacht, Fotograf, Regisseur, etwas in der Art, jedenfalls niemand, der in irgendein Büro ging und einen langweiligen Job hatte.

Als hätte er auf sie gewartet, hatte er auf einer Bank im nahen Stadtgarten gesessen und sie herausfordernd angeschaut.

»Ich habe zu viel geredet«, hatte er gesagt. »Nun brauche ich Gesellschaft. Wollen wir etwas trinken gehen?«

Sie hatte abgelehnt, sie wollte nicht in das Stadtgartenrestaurant, stattdessen waren sie auf der Bank sitzen geblieben, obwohl es recht kalt war, und er hatte ihr verraten, dass er Journalist sei, dass er ein Buch schreibe – über eine große Sache, die Aufsehen erregen werde.

Er hatte sie zum Lachen gebracht, und für einen kurzen Moment, als sie sich verabschiedeten, hatte sie das Gefühl gehabt, er werde sie gleich fragen, ob er mit ihr kommen könne.

Nun war er zu seinem zweiten Treffen nicht erschienen. Wenn sie ehrlich war, war sie ein wenig enttäuscht.

Sie war die Letzte im Raum. Silvana ordnete Papiere und winkte ihr zu.

»Dreimal treffen wir uns noch vor Weihnachten«, sagte sie. »Ich hoffe, du kannst es einrichten.«

Lena nickte, spürte jedoch, wie ein scharfer Schmerz ihr durch die linke Schläfe fuhr. Die Kopfschmerzen waren wieder schlimmer geworden. Manchmal glaubte sie, blind zu werden vor Schmerzen. Deshalb hatte sie auch Silvanas Angebot angenommen, an ihrer Gruppe teilzunehmen.

Heute war der 27. November. Allmählich musste sie sich Gedanken machen. Weihnachten dürfte sie nicht in Köln verbringen – auf keinen Fall. Sie würde irgendwo hinfliegen, in die Karibik, nach Florida, ganz egal, wohin.

Sie ging die Venloer Straße hinauf und bog dann am Stadtgarten ab. Es war Freitagabend, halb zehn, sie hatte ein langes, dienstfreies Wochenende vor sich und fühlte sich hin- und hergerissen – einerseits war sie froh, nicht ins Präsidium zu

müssen, andererseits hatte sie keine Pläne. Sie könnte aufräumen, Wäsche waschen, mit dem Fahrrad am Rhein entlangfahren, sich etwas kochen – oder sie würde endlich einmal die Wohnungsangebote im Internet studieren. Die Wohnung war zu groß und zu teuer für sie alleine.

Ein Mann stand am Eingang zum Stadtgarten und schaute sie an. Er trug einen Hut und einen langen dunklen Mantel und rauchte. Sie dachte an Finn. Hatte er geraucht? Ja, das hatte er. Sie kannte nicht einmal seinen Nachnamen.

Dann setzte der Mann sich in Bewegung, überquerte die Straße und kam auf sie zu. Er hob die Hand, in der er die Zigarette hielt.

Sie spürte, wie ihr Herz zu klopfen begann. Es war nicht Finn. Wie kam sie überhaupt auf diesen Gedanken? David Bauer warf seine Zigarette achtlos weg. Er lächelte.

»Wie schön, dass ich dich treffe«, sagte er und breitete die Arme aus.

Sie schaute ihn misstrauisch an. Hatte er ihr aufgelauert? Wusste er, dass sie eben von einer Gruppentherapie kam?

David küsste sie auf beide Wangen. »Wolltest du auch zum Konzert in den Stadtgarten? Da spielt gleich die Saxophon Mafia – eine tolle Band.« Er gab sich alle Mühe, ihre Begegnung wie einen Zufall aussehen zu lassen.

»Nein«, sagte sie, »ich bin nur spazieren gegangen. Wollte noch ein wenig an die frische Luft. Ich hatte Kopfschmerzen – Migräne.« Der letzte Satz war ein Fehler, sie bemerkte es sofort.

David nahm sie am Arm, als wäre sie eine Greisin. »Wir können auch irgendwo einen Wein trinken, wenn du magst.«

Eine Zeit lang war er der wichtigste Mann in ihrem Leben gewesen – der erste Junge, mit dem sie geschlafen hatte. Fünfzehn war sie gewesen, er war achtzehn und der Star der Schule. Alle Mädchen hatten sie beneidet. Nun war er Staatsanwalt, kinderlos und unglücklich verheiratet, und er war Roberts bester Freund gewesen.

Sie gingen in ein Café am Westbahnhof. Er werde den Anfang des Konzerts verpassen, aber das mache ihm nichts aus.

»Es gefällt mir«, sagte er, nachdem er zwei Gläser Rotwein bestellt hatte, »dass du wieder im Präsidium Fuß gefasst hast. Ich meine ...« Er zögerte. »Du bist die beste Ermittlerin ... besser als all die Männer, die immer auf dicke Hose machen.«

Lena schaute ihn über den Rand ihres Glases an. Sie suchte in seinem hageren Gesicht den Jungen zu entdecken, in den sie sich einmal verliebt hatte. Er war stets leicht gebräunt gewesen, mit langen zurückgekämmten Haaren, in denen immer der Wind zu spielen schien. Ihm fällt alles zu, hatte sie damals gedacht, wo andere sich anstrengen müssen, um etwas zu begreifen, ist er schon einen Schritt weiter. Nun wirkte er angestrengt, sein Haar trug er fast genauso lang wie einst, und seine Hände waren noch immer zart und flink.

»Könntest du dir vorstellen«, sagte er plötzlich in einem anderen Tonfall, hektischer, energischer, »dass wir uns wieder häufiger sehen? Ich habe Hiltrud verlassen. Wir konnten nicht mehr miteinander reden, konnten uns nicht einmal mehr riechen. Verstehst du?«

Fast hätte sie gelacht. Was sollte das jetzt – ein Geständnis, dass er wieder allein war, dass er eine Frau suchte?

»Ich weiß nicht ...«, sagte sie vage. Ihr Smartphone klingelte. Henning Mahns Nummer leuchtete auf, ihr Kollege, der vermutlich allein in seiner schäbigen Zwei-Zimmer-Wohnung in Ehrenfeld saß und sich langweilte. Seit er seine Spielsucht bekämpfte, rief er abends manchmal an, um sie zu einem Kinobesuch zu überreden.

Die Welt schien voll von einsamen älteren Männern zu sein.

»Lena«, sagte Mahn. »Es gibt Arbeit. Ein Toter in einem Hotel, scheint ein Suizid zu sein. Wo kann ich dich abholen?«

2.

Montag, 16. November

Der Hass überfiel ihn, als der Sarg aus der winzigen Kapelle getragen wurde. Da stand er, der Mann, der seine Ehe zerstört hatte, er stand da, rotgesichtig, aufgeschwemmt, ein Alkoholiker, und am liebsten hätte er eine Waffe gezogen und ihm eine Kugel in den Schädel gejagt, genau zwischen die Augen.

Kuhn wandte sich ab, als er an ihm vorbeiging. So war es schon früher gewesen, dass er keinem Blick standhielt, dass er sich klein machte, obwohl er mit fast ein Meter neunzig viel größer war, als es schien.

Als der Sarg in die Erde herabgelassen wurde, spürte er, dass ihm ein Schluchzen entfuhr; es war ein fremder Laut, den er so noch nicht gehört hatte und der ihn erschreckte. Er trauerte um Linda, er tat es wirklich, obwohl sie ihn betrogen hatte, mit Kuhn, mit anderen.

Dann baute er sich neben dem Grab auf, als wäre er wahrhaftig der Witwer, als wären Linda und er noch ein Paar gewesen. Berit trat auf ihn zu, Lindas älteste Freundin. Stumm drückte sie ihm die Hand, kein bisschen verwundert, dass er hier aufgetaucht war. Dann kamen Reimerts, ihre alten Nachbarn, Fischers, Möllns. Die halbe Straße hatte sich versammelt. Er hatte sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen, seit dem Tag, als er ausgezogen war. Er schüttelte Hände, die Gesichter verschwammen vor seinen Augen. Lindas Kolleginnen aus der Redaktion, ältlich gewordene, verhärmte Feministinnen, die

er nie hatte leiden können. Auch Heinz, Lindas Onkel, war gekommen, der ehemals stolze Banker, nun ein alter gebeugter Mann, der an einem Stock dahinkroch, eine junge Frau, wahrscheinlich seine Pflegerin, neben ihm. Er mochte sich wundern, dass kein Priester die Zeremonie geleitet hatte, sondern ein profaner Trauerredner, den der Bestatter engagiert hatte.

Zuletzt trat Kuhn an das Grab. Er hatte sich einen Kinnbart wachsen lassen, der lächerlich aussah. Er blickte an ihm vorbei, reichte ihm nicht die Hand. Sein aufgeschwemmtes Gesicht war voller Tränen. »Na, mimst du den traurigen Witwer?«, zischte er ihm zu.

Er hätte ihn am liebsten ins Gesicht geschlagen. »Sie war meine Frau«, sagte er, »immer noch. Bist du an dem Unfall schuld? Habt ihr euch gestritten?«

»Halt's Maul«, sagte Kuhn voller Hass. »Was weißt du schon? Verschwinde!« Er starrte in das dunkle Grab und fingerte an einem weißen Taschentuch herum.

Eine Glocke erklang. Der Bestatter wandte sich dem Grab zu. Gleich würde man es mit schwarzer Erde schließen und es mit den Kränzen aus der Kapelle schmücken.

Linda war mit ihrem Golf auf gerader Strecke von der Straße abgekommen – irgendwann in der Nacht in der tiefsten Eifel. Vielleicht hatte sie noch gelebt, aber erst nach Stunden, im Morgengrauen, hatte man sie gefunden. Er mochte sich gar nicht vorstellen, ob sie gelitten hatte.

Kuhn wandte sich ab. Ein Weinkrampf schüttelte ihn. Auch dessen Frau entdeckte er nun, ein fahles, unscheinbares Wesen mit dünnen grauen Haaren, das offenbar alles ertrug, was ihm widerfuhr.

»Ich gehe in das Haus zurück«, sagte er. »Alles, was ich von dir finde, werde ich auf den Müll werfen.« Dann verließ er den Friedhof.

Erst im Auto, während er sich eine Zigarette ansteckte, begriff er, was er gesagt hatte. Er würde ins Haus zurückkehren. Ja, warum nicht? Wieso sollte er seine winzige Wohnung mit

dem einen Dachfenster in der Mainzer Straße nicht aufgeben und wieder in dem Haus leben, das er einmal gebaut hatte? Köln-Fühligen, eine ehrbare, grundsolide Adresse. Das Haus gehörte nun ihm allein. Schließlich waren Linda und er auf dem Papier noch immer verheiratet.

Wie glücklich waren sie gewesen, als sie dort eingezogen waren. Dreizehn Jahre war das her – sie hatten ihr Leben noch vor sich gehabt, zwei erfolgreiche dreißigjährige Journalisten in einem schneeweißen Haus mit riesigen Fenstern und einem Garten, in dem ein mächtiger Kirschbaum stand, der im Frühling voller Blüten war. Auf dem nackten Holzboden hatten sie sich in der ersten Nacht im Haus geliebt, er konnte den Geruch des Öls noch wahrnehmen, wenn er die Augen schloss. Lindas blonde Haare an seiner Schulter, ihr Atmen an seinem Ohr, ihr melodisches Summen ... sie keuchte nicht, wenn sie einen Orgasmus hatte, sie summte, summte ein wirres, chaotisches Lied.

Er verlor sich in Erinnerungen. Nun war Linda tot. Die Affäre mit Kuhn, der sich nicht entscheiden konnte, ob er sie liebte oder bei seiner grauhaarigen, unscheinbaren Frau bleiben sollte, hatte sie getötet. Auch dafür hatte Kuhn eine Kugel zwischen die Augen verdient.

Er beobachtete, wie die kleine Trauergemeinde den Friedhof verließ. Nun hatte Kuhn die Führung übernommen, allein, ohne seine Frau, ging er voran. Er würde alle in den Gasthof an der Neußer Straße einladen, die halbe Straße und Lindas Freundinnen und Kolleginnen – Kuhn wusste, was sich gehörte. Er war schließlich Professor – Pädagoge und Professor. Gab es etwas Schlimmeres?

Rauchend blickte er ihnen nach, wie sie die Straße hinaufgingen. Manchmal in der letzten Zeit war er so voller Wut, dass er sich vorstellte, mit Handgranaten um sich zu werfen – hinein in laute, pöbelnde Menschenmengen.

Er war nicht mehr mit sich im Reinen, seit er Linda verlassen hatte – oder sie ihn.

Es war elf Uhr am Vormittag, ein trüber Montag im November. Er sollte in die Redaktion fahren, an seiner Serie über die Brücken von Köln arbeiten, doch zuvor würde er sich ein Frühstück im Café Central gönnen.

Seine Frau war tot. Den Gedanken konnte er immer noch nicht begreifen. Er hatte erst gestern Abend, kaum zwei Tage nach ihrem Unfall, davon erfahren.

Noldens Nummer leuchtete auf dem Display seines Smartphones auf.

Niemand beim ›Express‹ wusste, dass seine Frau ums Leben gekommen war.

Lustlos meldete er sich. Wenn Nolden jemanden vor zwölf Uhr mittags anrief, bedeutete es für gewöhnlich, dass Ärger ins Haus stand.

Vor zwei Tagen hatte er einen Artikel über einen ehemaligen Fernsehmoderator verfasst, der nun jeden Tag in sein leeres Studio fuhr und sich alte Sendungen anschaute, Quizshows mit Prominenten, die er einmal moderiert hatte. Teffy hatte er sich genannt, ein lächerlicher Name, der nun, da er vollkommen erfolglos war, noch lächerlicher anmutete. Bis hinauf zum Verleger hatte Teffy sich beschwert und eine Klage wegen Rufschädigung angekündigt.

»Wo bist du?«, fragte Nolden ohne jede Begrüßung. »Sitzt du noch im Central?«

»Ja«, log er. »Ich bin aber schon auf dem Weg.«

»Nicht nötig«, erwiderte Nolden. »Ich komme. Ich muss mit dir reden.«

Nolden hatte die Figur eines Marathonläufers, obwohl er viel rauchte und Sport verabscheute, ein Windhund, der auch zubeißen konnte. Seit zehn Jahren führte er den ›Express‹, hockte von zehn Uhr morgens bis spät am Abend an seinem Schreibtisch und überwachte die Redaktion. Er hatte eine Frau und zwei Kinder, aber er schien sich nichts aus ihnen zu machen. Nie hatte man ihn mit seiner Familie gesehen.

Das Café Central lag in dem Hotel Chelsea, ein paar Schritte

vom Rudolfplatz entfernt. Nolden saß schon da und wischte an seinem iPad herum. Wie die meisten Journalisten war er ein Nachrichtenjunkie.

Er setzte sich. Nolden blickte mürrisch auf. Seine Augen hinter seiner modischen Hornbrille funkelten wütend.

»Tut mir leid«, sagte er. »Hatte noch was zu erledigen. Ist was mit Teffy? Bei wem hat er sich jetzt beschwert? Beim Erzbischof oder beim Oberbürgermeister?« Ein schwacher Scherz.

Nolden griff nach seiner Kaffeetasse. Er trank nur schwarzen Kaffee, jeden Tag mindestens zwei Kannen – eine Journalistenkrankheit. »Teffy geht mir am Arsch vorbei«, sagte er. »Es geht um was anderes – es geht um dich. Ich möchte, dass du Urlaub machst, einen langen Urlaub, ein paar Wochen, irgendwo im Ausland, Karibik, Lanzarote, und danach hast du keinen Schreibtisch mehr in der Redaktion.«

Er brauchte ein paar Momente, um zu begreifen, dass Nolden ihn soeben gefeuert hatte – auf eine für ihn wohl freundliche, geradezu zuvorkommende Art und Weise.

Maria, die junge Kellnerin, kam an den Tisch, sie hatte seinen Milchkaffee, den er hier immer trank, schon dabei. Er nickte ihr lächelnd zu.

Nolden blickte wieder auf sein iPad und schnaufte dann, offenbar unwillig, weil er noch keine Antwort erhalten hatte.

Ich habe vor einer Stunde meine Frau begraben, hätte er beinahe gesagt, und jetzt wirfst du mich raus, nach mehr als zehn Jahren?

»Es geht nicht mehr«, sagte Nolden dann und starrte ihm ins Gesicht. »Du weißt, wie schlecht die Geschäfte laufen. Die Auflage sinkt und sinkt, der Verleger steht mir auf den Füßen und fordert mich auf, die Kosten zu senken, und du hast schon lang nichts Richtiges mehr geliefert. Eine Serie über die Brücken von Köln – mein Gott!« Er hob die Hände und atmete theatralisch ein und aus. »Mit den Fernsehleuten hast du dich verkracht, und zum FC kann ich dich auch nicht schicken.«

»Ich mache keinen Sport mehr«, erwiderte er viel zu leise.
»Habe ich dir schon oft gesagt.«

Noldens Telefon dudelte einen Van-Halen-Song. Verächtlich blickte er auf das Display, ohne das Gespräch anzunehmen.

»Du weißt, dass ich an einer ganz großen Geschichte arbeite – das Material bietet Stoff für eine Serie, sechs, sieben Folgen ... Das Ganze wird großes Aufsehen erregen. Das schwöre ich dir.« Es war eine Lüge, und er begriff, dass er auch nicht allzu überzeugend klang.

»Ja, über die große Weltverschwörung ... Ich weiß. Hast du mir letzte Woche schon erzählt.« Nolden kippte den Rest seines Kaffees hinunter. »Schreib es auf und mach dann ein Buch draus. Vielleicht findest du einen, der es druckt.« Er legte einen Zehneuroschein auf den Tisch und erhob sich.

»Linda«, sagte er nun doch, stockend und mit leiser Stimme. »Sie ist tot. Ist heute begraben worden.«

Nolden hielt einen Moment inne. Er blickte ihn an, ein kurzes Zögern, ein unsicheres Blinzeln, dann sagte er: »Mein herzliches Beileid.«

Maria brachte ihm einen Cognac. Eigentlich trank er nie; nicht einmal, als Berit ihm die Nachricht von Lindas Tod überbracht hatte, hatte er getrunken. Es war sein erstes Glas Cognac seit mehr als acht Jahren.

Sie schaute ihn beinahe fürsorglich an, als sie ihm das Glas hinstellte.

»Wie alt bist du, Maria?«, fragte er, eine Spur zu jovial, als wäre er selbst schon ein älterer Herr.

»Neunzehn«, erwiderte sie, »fast zwanzig.« Sie lächelte, ihre Lippen waren kirschrot, und in ihrem rechten Nasenflügel steckte eine kleine weiße Perle.

»Ich habe heute meine Frau beerdigt«, sagte er und kippte den Cognac hinunter.

»Oh«, erwiderte Maria. Ein ehrliches Erschrecken überzog ihr Gesicht.

Heiß floss der Alkohol seine Kehle hinab. Er sah, wie auf der Straße Noldens weißer Bugatti, sein Angeberauto, vorbeiglitt. Nun fuhr er in die Redaktion zurück und würde gleich verkünden, dass er einen seiner ältesten Reporter entlassen hatte – als Warnung für alle, die glaubten, noch einen sicheren Job zu haben.

Maria griff nach dem leeren Glas vor ihm. Sie hatte schöne Hände mit dunkelrot lackierten Fingernägeln.

»Tut mir wirklich leid«, sagte sie.

Er nickte. Er hätte gerne noch einen Cognac getrunken und dann noch einen und noch einen, bis er in einen betrunkenen Schlaf sinken würde ... Aber nein, mehr als einen Cognac sollte er sich nicht gönnen.

»Weißt du, was ich tun werde?«, fragte er, als könnte die junge Kellnerin ihm wirklich eine Antwort geben. »Ich werde ein Buch schreiben – ein Buch über den größten Geheimbund der letzten Jahrzehnte. Kennst du die Bilderberger?«

»Sind das Maler – irgendwelche Künstler?«, fragte Maria und legte ihre Stirn in hübsche kleine Falten.

»Du musst mein Buch lesen«, sagte er. »Dann wirst du es wissen.«

3.

Im Radio lief ein Song von Depeche Mode, als Lena einstieg.

Henning Mahn blickte sie sorgenvoll an. »Tut mir leid, wenn ich dich aufgeschreckt habe«, sagte er. »Wird wohl nicht lange dauern. Wir schauen uns den Toten an, und dann hauen wir wieder ab und machen uns noch einen schönen Abend ...«

Sie schaltete das Radio aus. »Enjoy the Silence« hatte zu Roberts Lieblingsliedern gehört.

»Alles in Ordnung?«, fragte Henning. Er war unrasiert und trug seine schwarze, abgewetzte Lederjacke. Eigentlich war heute sein freier Tag gewesen.

»Spielst du am Freitagabend nicht mit deiner Band?«, entgegnete Lena. Sie sah, dass David im Café immer noch an ihrem Tisch saß und ihr nachblickte. Er schien es nicht eilig zu haben, zu seinem Konzert zu kommen.

»Heute nicht.« Henning gab Gas und fuhr stadtauswärts. »Ich habe mich nicht wohlgefühlt. Außerdem habe ich nicht genug geübt. Die Jungs werden schnell wütend, wenn ich mich verspiele.«

»Nicht wohlgefühlt« mochte bedeuten, dass er irgendwo in einer Kneipe in Ehrenfeld an einem Spielautomaten gehockt hatte. Wegen seiner Spielsucht hatte seine Frau ihn vor ein paar Wochen vor die Tür gesetzt.

»Nicht, was du denkst«, fügte er mit einem Blick auf Lena hastig hinzu. »Ich habe brav vor dem Fernseher gesessen. Manchmal sind die Jungs ganz froh, wenn ich nicht an meinem Bass herumzupfe und sie ein bisschen improvisieren können, ohne dass ich ihnen dazwischenfunke.«

Er fuhr weiter aus der Stadt hinaus – Militärring, Richtung Norden. Es herrschte wenig Verkehr, dann bog er in die Geestemünder Straße ein. Nun befanden sie sich in einer hässlichen, verlassenen Industriegegend.

»Gibt es hier nicht irgendwo einen Straßenstrich?«, fragte Lena. Sie schaute sich um, aber auf der dunklen Straße war niemand zu sehen. Lediglich zwei Trucks parkten am Rand.

»War hier wohl früher mal«, erwiderte Henning, dann hielt er vor einem zweistöckigen Haus, das einmal einen weißen Anstrich gehabt hatte, der aber mittlerweile fast vollkommen abgeblättert war. »Geestemünder Hof« verkündete eine Leuchtreklame. Eine echte Absteige.

Henning streifte sich bereits Handschuhe über, bevor er ausstieg. »Sieht nach einem Drogentoten aus, nicht wahr?« Er seufzte. »Na, ist dann schnell erledigt.«

Ein Streifenwagen stand mit eingeschaltetem Blaulicht vor dem Hotel.

Lena zog sich auch Handschuhe an. Sie wappnete sich. Auch wenn hier nicht mit einem Kapitalverbrechen zu rechnen war, hatte sie sich nie an den Anblick einer Leiche gewöhnen können. Henning ging voraus. Von einer Lobby konnte man bei diesem Hotel nicht sprechen. Ein schlecht beleuchteter Raum, in dem sich zwei schmale rote Sessel, ein winziger Tisch, auf dem eine Zeitung lag, und ein Tresen befanden. Ein dicker, glatzköpfiger Mann lehnte da. Ein Radio dudelte im Hintergrund. Henning hielt ihm seinen Ausweis entgegen.

Der Mann schnaufte und nickte dann. »Verdammt Mist, das ...«, keuchte er. »So was passiert hier sonst nie ... Hasse solchen Ärger ...« Er deutete in einen Gang, der rechter Hand in den hinteren Teil des Gebäudes führte.

Der Gang war schwach erleuchtet. Es roch muffig und nach Insektenpulver. Sie liefen an drei unlackierten Sperrholztüren vorbei, die letzte Tür stand offen. Ein uniformierter Beamter hatte sich da postiert. Er schaute sie an.

»Schön, dass ihr endlich kommt«, sagte er mürrisch.